

FELIX OLDENBURG

**DER
gefesselte
WOHL-
STAND**

**Wo die Milliarden liegen,
mit denen wir die Welt
verbessern können**

Econ

Felix Oldenburg

Der gefesselte Wohlstand

F e l i x O l d e n b u r g

DER
gefesselte
WOHL-
STAND

Wo die Milliarden liegen, mit denen wir
die Welt verbessern können

Econ

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Die Porträts zwischen den Kapiteln sind aus Gesprächen in Felix Oldenburgs Podcast »Das Neue Geben« zusammengestellt (dasneuegeben.de). Mit Bill Drayton hat der Autor ein Videointerview geführt, die Aussagen von Alexander Fugger stammen aus Interviews, die er verschiedenen Medien gegeben hat.



Econ ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage

© 2025 Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin
Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an

produktsicherheit@ullstein.de

Lektorat: Christof Blome, Berlin

Layout und Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Adobe Kis

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-430-21201-4

Inhalt

Vorwort: Reich sind immer die anderen	9
1 Die Wahrheit über Stiftungen	19
2 Geld im goldenen Käfig	27
Paula Schwarz	40
Tobias Thelen	42
3 Das Geheimnis langen Lebens	45
Alexander Graf Fugger	54
Stefan Fritz	57
4 Das nächste große Ding	61
Christian Vollmann	72
Anna Alex	75
5 Social Entrepreneurs	79
Bill Drayton	96
Martina Merz	99
6 Der Markt für das Gemeinwohl	103
Ann-Kristin Achleitner	117
Bernd Wendeln	120
7 Die Verteilungsfrage	123
Sebastian Klein	139
Marlene Engelhorn	142
8 Die Megaspender und ihre Grenzen	145

9 Revolutionäre des Stiftens	155
Ise Bosch	168
Antonis Schwarz	171
10 Das Neue Geben	175
Armin Steuernagel	194
Verena Pausder	197
11 Stiften für alle	201
Judith Fries	219
Paul Huizing	222
Christina Flügel	225
Ruth von Heusinger	228
Nachwort: Geben und geben lassen	231
Anhang	235
Abkürzungen	237
Weiterführende Quellen und Ressourcen im Internet	239

Für MM

Vorwort: Reich sind immer die anderen

Die sechsspurige Straße des 17. Juni teilt den Berliner Tiergarten, sie ist Deutschlands größte Bühne. Ich war hier schon für den Berliner Marathon, habe Techno getanzt, Barack Obama zugehört, die Nationalmannschaft beim Public Viewing angefeuert. Stellen Sie sich vor, wir würden dort alle Deutschen versammeln, die über ein Vermögen verfügen, und sei es noch so klein. Und dann würden wir sie entsprechend der Größe ihrer Vermögen vom Brandenburger Tor aus in Richtung Westen aufstellen, wobei jeder Meter Entfernung vom Ausgangspunkt 1000 Euro entspricht.

Auf der anderen Seite des Bauwerks stünden die Deutschen, die mehr Schulden haben als positive Vermögenswerte, das sind etwa zehn Prozent. Sie wären auf dem Pariser Platz versammelt, vor dem Hotel Adlon und weiter die Straße Unter den Linden entlang nach Osten.

Die Hälfte der deutschen Bevölkerung würde sich jedoch unmittelbar vor der Westseite des Brandenburger Tors drängeln, wo früher die Berliner Mauer verlief. Wer dazu zählt, hat keine oder wenige Ersparnisse, kann nicht weit planen, ist schutzlos gegenüber den Risiken des Lebens. Ihm kommen schon diejenigen, die ein paar Meter weiter stehen, wo das Grün des Tiergartens beginnt, wie »die Reichen« vor.

Wenn man abends von dem Tor aus nach Westen sieht, ragt dort die Siegessäule empor, die über einen Kilometer entfernt ist. Wer in unserem Gedankenexperiment 500 Meter davor steht, gehört schon zu den vermögendsten zehn Prozent. Und an der Siegessäule ist man bereits Millionär. Davon gibt es in

Deutschland 2,7 Millionen, aber anders als bei den Menschen weiter östlich ist ihr Vermögen nicht einfach am Bankkonto abzulesen. Viel davon steckt etwa in einem Eigenheim, das vielleicht hoch bewertet ist, oder eventuell in einem kleinen Betrieb. Der Wohlstand fühlt sich hier oft nicht so an, wie es sich die anderen vorstellen. Schon wenige Hundert Meter nach der Siegessäule, noch im Tiergarten, würde man zu den ein Prozent der Bevölkerung gehören, die am vermögendsten sind.

Weiter nach Westen liegen die Boutiquen des Kurfürstendamms. Dort müsste man sich nicht mehr so sehr drängeln. Und wer im fünf Kilometer entfernten Olympiastadion ankommt, hätte dort auf jeden Fall einen Sitzplatz. Damit ist die Reihe aber noch lange nicht am Ende. An der Stadtgrenze von Berlin stünden die Menschen, die über 20 Millionen Euro verfügen, das sind immer noch über 30 000. Sie werden von den Privatbanken als »Ultra High Net Worth«-Kunden bezeichnet. Auf der Höhe von Magdeburg könnten sich die Menschen in der Kette nicht mehr die Hand reichen, aber es ginge noch weiter nach Westen, über Brüssel hinaus. Wer dort stünde, hätte 750 Millionen Euro. Wer auf der jährlich geschätzten Reichsten-Liste einen der oberen Plätze belegt, befände sich gar nicht mehr in Europa, sondern jenseits des Atlantiks. Der reichste Deutsche stünde mit mehr als 40 Milliarden jenseits der Datumsgrenze, er wäre Berlin von Osten näher als von Westen.

Diese Aufstellung habe ich nicht erfunden, aber ich denke jede Woche daran, wenn ich um den Tiergarten jogge: dass es in Deutschland enorm viele Vermögen und Vermögende gibt. Die meisten von ihnen sind nicht weit weg, sondern wir beggnen ihnen täglich. Sie stehen mit uns in der Schlange, und manchmal auch auf dem Schlauch. Und ich denke daran, wo ich stehe: ganz nah am Brandenburger Tor. Warum ich das sage? Weil das Thema dieses Buches viel mit dem eigenen Standort zu tun hat. Und damit, in welche Richtung wir blicken. Wir alle

schauen insbesondere auf die, die mehr haben. Reich sind immer die anderen. So sehen es fast alle, egal ob sie das Brandenburger Tor anfassen oder es nicht mehr sehen können.

In der letzten Zeit hat es eine ganze Reihe Bücher und eine wachsende Diskussion über die Reichen und ihren Wohlstand gegeben. Fast immer geht es um das Problem der Ungleichheit. Oft geht es dabei um Exzentrik und Exotik des Reichtums. Und nicht selten auch um Empörung. Das Thema ist mit Wucht auch auf der politischen Tagesordnung angekommen. Ich habe dieses Buch geschrieben, weil ich das Phänomen Wohlstand aus einer ungewöhnlichen und häufig sehr persönlichen Perspektive kennengelernt habe: als Vertrauter vieler Menschen, die damit ringen, mit ihrem Geld das Richtige für sich und die Welt zu tun.

Darunter ist nicht eine Person, die meinte, die Vermögensverteilung sei gerecht. Natürlich ist es ungerecht, dass CEOs über hundertmal so viel verdienen wie ihre Angestellten. Natürlich ist es ungerecht, dass die Milliardäre der Welt mehr Vermögen besitzen als die 120 ärmsten Länder der Welt zusammen. Natürlich ist es ungerecht, dass die Hälfte der Bevölkerung in Deutschland nur ein Prozent der Vermögen besitzt.

Mir geht es in diesem Buch aber weder darum, das Leben der Reichen zu bestaunen, noch darum, moralisch zu bewerten, wer an einer bestimmten Stelle in der Gesellschaft steht. Mir geht es um die viel praktischere Frage, was wir mit dem Wohlstand anfangen, der nun einmal da ist. Denn dieser Aspekt scheint mir bisher in der Debatte kaum vorzukommen. Die meisten, die es können, würden nämlich mitmachen, wenn es darum ginge, einen Teil der Vermögen dafür zu verwenden, gesellschaftliche Probleme zu lösen.

**Was fangen
wir mit dem
Wohlstand
an, der nun
einmal da ist?**

Gegen Hunger und den Klimawandel, für Bildung und Integration und zu zahllosen weiteren Themen arbeiten brillante

Organisationen in aller Welt, die ihre Wirkung mit mehr Geld enorm steigern könnten. Wir wissen in vielen Bereichen sogar recht genau, wie viel nötig ist. Weltweit besserer Zugang zu sauberem Trinkwasser? 1,5 Milliarden Dollar, schätzen WHO und UNICEF. Die Bekämpfung von akuter Mangelernährung bei Kindern? Zwischen zwei und sieben Milliarden Dollar, sagen Schätzungen von UNICEF bis Weltbank. Selbstversorgung durch Solarenergie in ländlichen Gebieten? Kostet weniger als zwei Milliarden Dollar jährlich, sagt die NGO SolarAid. Sekundarschulbildung für Mädchen? Je nach Weltregion wäre sie laut UNICEF schon ab 1,4 Milliarden Dollar zu haben. In Deutschland würde mehr Chancengleichheit in der Bildung zwei Milliarden Euro pro Jahr kosten, meint das Deutsche Institut für Normung DIN. Und die Wiederherstellung und nachhaltige Bewirtschaftung unserer Wälder erfordert jährlich 1,5 Milliarden Euro, hat das Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und nukleare Sicherheit errechnet.

**Wir wissen
in vielen
Bereichen
recht genau,
wie viel Geld
nötig ist.**

Aber die meisten Menschen knüpfen ihre Bereitschaft, finanziell beizutragen, an eine Bedingung, egal wo sie in der Vermögensverteilung stehen: Die Reichen sollten damit anfangen. Also die anderen. Dabei geht es gar nicht nur um Moral. Es geht auch um die Vermutung, dass es den Reichen leichter als allen anderen fallen müsste, mit Geld das zu tun, was wirklich als das Sinnvollste empfunden wird. Das widerspricht jedoch meiner Erfahrung. Die Motive der Menschen in diesem Buch, die sich mit dem Potenzial ihres Vermögens auseinandersetzen, sind nicht anders als die vieler anderer Menschen in unserer Gesellschaft. Aber sie stehen vor anderen Hürden. Und nur, wenn wir uns die Mühe machen, diese Hürden zu begreifen, werden wir eine Chance haben, mehr von diesem enormen Potenzial zu heben.

Als meine Kinder vor einigen Jahren verstanden, dass ihr

Vater Menschen unterstützt, die viel haben und mehr davon abgeben wollen als bislang, haben sie mich gefragt, wie reich wir eigentlich selbst sind. Wir saßen gerade beim Frühstück, und ich sah den Brötchenkorb auf dem Tisch. »Wir haben genauso viele Brötchen, wie wir brauchen«, begann ich etwas spontan zu erklären. Sofort fragten sich die Kinder, wie es sich anfühlt, zu wenig zu haben. Da habe ich die andere Seite ergänzt: »Aber stellt euch vor, jemand legt jeden Morgen mehr Brötchen vor die Tür, als ihr essen könnt. Was passiert dann mit den Brötchen?« Bei zwei Tüten wohl kein Problem, aber wie ist das bei zehn, bei 100 davon? Jeden Tag. Wenn ich bei meinem Vermögen fünf Brötchen habe, dann hätten die reichsten 0,1 Prozent der Gesellschaft 2500 Brötchen vor der Tür. Der Haufen wäre zwei Meter breit und einen Meter hoch. Jeden Tag. Und der reichste Deutsche hätte über eine Million Brötchen im Vorgarten. Und bräuchte einen Schaufelbagger.

Natürlich ist Geld nicht ganz das Gleiche. Aber meine Kinder haben verstanden, was ich tue. Wohlstand gehört zur Lebenswirklichkeit. Besonders in einer Marktwirtschaft. Und je nachdem, wo man den sehr relativen Begriff »reich« ansetzt, sind es Millionen Betroffene, die sich damit auseinandersetzen müssen (egal, ob sie die Brötchen selbst bestellt haben oder schon in den Berg hineingeboren wurden), ob sie wollen oder nicht.

Und meine Kinder haben noch etwas verstanden: Eigentlich sind genug Brötchen für alle da, auch jenseits unserer Nachbarschaften, ja sogar unserer Landesgrenzen. Tatsächlich gab es noch nie so viel privates Geldvermögen wie heute, allein in Deutschland knapp acht Billionen Euro. Auch alle, die sehr viel davon haben, würden lieber in einer Welt leben, in der es weniger Probleme gibt – die ja immer diejenigen am stärksten treffen, die am wenigsten haben. Und dafür braucht es nicht in erster Linie Diskussionen über Umverteilung, sondern über einen

besseren Einsatz von Vermögen, der tatsächlich Probleme löst. Damit das häufiger gelingt, schreibe ich dieses Buch.

Wie lässt sich Vermögen besser einsetzen, um Probleme zu lösen? Genau wie bei meiner Diskussion am Frühstückstisch übt das Phänomen der Ungleichheit einen solchen Reiz aus, dass es sich immer wieder vor die Frage der konkreten Problemlösungen und ihrer Kosten schiebt.

Schnell wird es wertend, die Antwort wird zum Glaubensbekennen. Manche haben mir sogar gesagt, wir hätten nichts miteinander zu besprechen, wenn ich ihre Haltung nicht teile. Zum Beispiel, dass die Ungleichheit selbst das größte Problem sei. Dass praktisch alle Vermögen wenigstens historisch mit Ausbeutung und in der Gegenwart meist mit Steuervermeidung oder sogar -betrug einhergehen. Wer die Online-Foren zu Artikeln liest, die das gesellschaftliche Engagement reicher Menschen erwähnen, oder die Kommentare in den sozialen Medien dazu überfliegt, erlebt viel Zynismus und Aggressivität. Was hätten die Autoren dieser Kommentare lieber? Dass diejenigen, die das können, ihren Wohlstand weiter horten, statt damit zur Lösung gesellschaftlicher Probleme beizutragen?

Es ist einfach, jeden Akt des Gebens zu kritisieren. Vielleicht, weil die Spende aus Geld kam, das mit Unrecht in Verbindung gebracht werden kann. Vielleicht, weil sie das Problem ja bisher nicht gelöst hat. Oder weil sie kleiner war, als sich der Spendende eigentlich hätte leisten können.

Viele Wohlhabende sind deshalb in einer Art Sprachlosigkeit gefesselt. Wer über das eigene Geben spricht, kann nur in eng definierten Kreisen mit Anerkennung dafür rechnen, gleich dahinter beginnt eine Diskurszone, in der schon die Tatsache der Ungleichheit selbst jedes weitere Argument erstickt. Darin besteht die erste der vielen unterschiedlichen Formen der Fesselung von Vermögen, von denen in diesem Buch die Rede sein wird, und sie sorgt dafür, dass alle anderen noch schwerer zu

lösen sind. Denn sie wirkt wie eine sich selbst erfüllende Prophezeiung: Wer sich über die fehlende Großzügigkeit derer beschwert, für die die Latte buchstäblich höher hängt als für alle anderen, der macht es ihnen noch schwerer, die Latte zu überspringen – und kann sich anschließend bestätigt fühlen.

Dieser Sprachlosigkeit möchte ich etwas entgegensetzen. Deshalb schildere ich in diesem Buch viele Begegnungen und Gespräche mit Wohlhabenden, lasse in Porträts Menschen jenseits der »üblichen Verdächtigen« und abseits der Reichen-Listen lebendig werden. Ich vermeide den Begriff »reich«, weil er so relativ ist, dass er sich kaum gebrauchen lässt. Sozialverbände definieren diejenigen als »reich«, die mehr als das Doppelte des Durchschnittseinkommens verdienen. Bei der Bill and Melinda Gates Foundation beginnt »Everyday Wealth« hingegen bei 20 Millionen Euro. Nützlicher ist es deshalb, die unterschiedlichen Vermögensmilieus zu beschreiben: Da gibt es zu etwa gleichen Teilen die etablierten Vermögenden und ihre Erben, deren Wohlstand oft unscheinbar ist, die statusorientierten Vermögenden, die sich gern damit zeigen, und die liberal-intellektuellen 68er-Reichen, die wiederum ganz anders damit umgehen als die vierte Gruppe, die Selfmade-Unternehmer und Topmanager.

Die allerwichtigste Unterscheidung beim Thema Vermögen scheint mir aber die Unterscheidung von Vermögen und Einkommen. Nicht jeder gut verdienende Mensch hat überhaupt Geld auf der hohen Kante. Und umgekehrt haben viele Vermögende sogar relativ geringe Einkommen, jedenfalls aus Arbeit, und die Einkommen aus Kapitalanlagen landen oft nicht auf ihrem Konto, sondern in Unternehmen. Ich habe einige erlebt, die über weniger flüssige Mittel verfügen als ich.

Unsere Wohlstandsdebatte leidet in vielem von dem exklusiven Fokus auf die Superreichen. Auch dem möchte ich eine

Viele Wohlhabende sind in einer Art Sprachlosigkeit gefesselt.

andere Sicht entgegensetzen. Denn in Deutschland besitzen die Milliardäre zusammen 600 Milliarden Euro, die Millionäre dagegen neun Billionen, das Fünfzehnfache (weltweit sind es zwölf Billionen Dollar gegenüber 600 Billionen, also das Fünfzigfache). Selbst wenn es möglich wäre, einen Teil der Milliardärsvermögen umzuverteilen, würde sich an der Ungleichheit kaum etwas ändern. Und alle, die in unserem Gedankenexperiment auch nur 100 Meter vom Brandenburger Tor entfernt stehen, gehören weltweit gesehen zu denen, von denen fast alle anderen zu Recht fordern können, über ihren Wohlstand nachzudenken.

Das Geben und Stiften als Ganzes ist in einer Krise. Privates Geben im großen Stil funktioniert zum größten Teil über Stiftungen. Und ich sage es gleich vorab: In diesem Buch beschreibe ich das Geben und Stiften als Ganzes in einer Krise. Ich hoffe, damit denjenigen am meisten zu helfen, die ehrlich darum ringen, in einem Markt ohne Wettbewerb und ohne klare Maßstäbe für Erfolg auf der Höhe der Zeit zu bleiben. Es ist nicht leicht, ein Feld zu kritisieren, das ganz überwiegend von der Absicht motiviert ist, Gutes zu tun. Oft sind wir von einer Art falscher Rücksichtnahme gegenüber denjenigen gefesselt, die haupt- oder ehrenamtlich im Bereich des Spendens und Stiftens arbeiten. Tatsächlich gibt es großartige Stiftungen und Stiftende. Nur für einige wenige ist in diesem Buch Platz, viele weitere bleiben unerwähnt – und die Mehrheit werde auch ich noch nicht einmal kennen. Aber wir tun ihnen keinen Gefallen, wenn wir alle gleichermaßen halbherzig und harmlos loben. Diese Blase der wohlwollenden Gleichgültigkeit habe ich in der medialen Wahrnehmung zu oft erlebt. Wenn alles gleich gut ist, ist nichts wirklich gut.

Ich schreibe dieses Buch zwar aus einer deutschen Perspektive, und einige der rechtlichen und kulturellen Aspekte sind spezifisch für die Bundesrepublik, aber das meiste ist mindes-

tens für den deutschsprachigen Raum insgesamt gültig. Die fiktive Aufstellung der Bevölkerung nach Vermögen könnte man auch in Wien vor der Staatsoper oder in Zürich an der Quaibrücke beginnen lassen – die Verteilungen wären nicht grundsätzlich anders. Und es gibt eine Reihe von Begegnungen mit Menschen in diesem Buch, die in Österreich und der Schweiz leben. Wer aber ein Buch erwartet, das die globale Dimension des gefesselten Wohlstands in den Blick nimmt, wird enttäuscht werden – genauso wie diejenigen, die sich eine investigative Recherche zu Steuervermeidung oder Steuerflucht erhoffen. Und auch, wenn ich selbst Philosophie studiert habe, werde ich die großen ethischen Diskussionen zur Rechtfertigung allgemeiner Vermögensgrenzen (Limitarismus) oder zum moralischen Wert unterschiedlicher Strategien des Gebens (effektiver Altruismus) nur streifen.

Ich bin weder Wissenschaftler noch Journalist. Ich habe dieses Buch geschrieben, weil ich das Problem und die Chance des gefesselten Wohlstands sehr nah und aus einer vermutlich einzigartigen Kombination beruflicher Perspektiven erlebt habe. Und weil ich finde, dass es Zeit ist für konstruktive Vorschläge, wie sich private Vermögen zur Lösung gesellschaftlicher Probleme nutzbar machen lassen. Und weil mich Menschen in meinem Umfeld dazu ermutigt und dabei unterstützt haben. Besonders danke ich meiner Agentin Elisabeth Ruge, meinem Verleger Jürgen Diessl, meinem Lektor Christof Blome sowie Janina Breitling, Heike Faller und Oda Heister, ohne deren Hilfe ich das Buchprojekt nicht bewältigt hätte.

Fast alle Einsichten darin schulde ich den vielen Menschen, die mich an ihrem Ringen um Vermögen und Geben haben teilhaben lassen, einige davon sogar öffentlich im Podcast *Das neue Geben*. Zusammenfassungen einiger dieser Gespräche finden sich in den Porträts zwischen den Kapiteln dieses Buchs. Alle inhaltlichen Schwächen sind nicht die meiner Gesprächspartner,

sondern allein meine. Und auch wenn ich keine davon absichtlich eingebaut habe, sind sie vielleicht gute Anlässe, die Diskussion im Internet (dasneuegeben.de) weiterzuführen. Dort werde ich auch weitere Gedanken und Gespräche mit den Protagonisten des gefesselten Wohlstands und des neuen Gebens ergänzen.

Zwei Generationen sind seit der Gründung der sozialen Marktwirtschaft vergangen, an deren Manifest »Wohlstand für Alle« von Ludwig Erhard der Titel dieses Buches erinnert. In vielen Unternehmerfamilien, deren Vermögen im Wirtschaftswunder entstanden sind, ist mir der Leitspruch begegnet, der Wohlstand sei ein Darlehen der Vorgängergeneration. 300 Milliarden Euro davon werden jährlich allein in Deutschland an die nächste Generation weitergegeben.

Heute stellt sich die Frage des Wohlstands neu und radikal: Es kann uns nicht mehr darum gehen, ihn einfach zu vermehren. Und auch nicht nur darum, ihn anders zu verteilen. Wir müssen ihn nutzen, um die existenziellen Probleme zu lösen, mit denen unsere Gesellschaften konfrontiert sind. Ich glaube deshalb, es ist heute eher andersherum: Wir sind der nachfolgenden Generation als gute Vorfahren verpflichtet, Wohlstand so zu nutzen, dass wir eine Welt hinterlassen, in der er überhaupt noch möglich ist. Ihn dafür zu entfesseln, nützt uns allen.

1 Die Wahrheit über Stiftungen

Als Verbandschef entdecke ich, was wirklich in den Stiftungen steckt: zu wenig. Umso größer ist das Potenzial des Stiftens, wenn wir es entfesseln.

Mai 2019: Die Nürnberger Messehalle ist durchflutet von der Frühlingssonne. Hier findet der Deutsche Stiftungstag statt, der größte Kongress für Stiftungen in Europa. 2000 Menschen schlängeln sich an den Ständen vorbei. Die Aussteller sind vor allem Finanzdienstleister, die den Bundesverband Deutscher Stiftungen finanzieren. Der größte Stiftungsverband der Welt hat 5000 Mitglieder, nennt sich die politische »Stimme der Stiftungen«, bietet aber auch Veranstaltungen, Fortbildungen, Beratung an.

Wie jedes Jahr soll der abendliche Festakt die Anwesenden mit dem guten Gefühl versorgen, das Richtige zu tun: die Stiftungschefs (überwiegend Männer), die Stiftungsmitarbeiterinnen (überwiegend Frauen), die Vermögensverwalter (in Anzügen) und die Organisationen, die sich in der Hoffnung auf Förderung ein Ticket leisten (nicht in Anzügen). Stiftende sieht man kaum. Sie sind entweder tot oder scheu, und wenn sie kommen, sind sie auf der Suche nach Geld für ihre eigenen Stiftungen. Neben Dutzenden Podiumsdiskussionen, in denen die Stiftungen ihre Arbeit darstellen, stehen unter anderem eine Zigarrenlounge und ein Ball auf dem Programm.

Ich bin zum dritten Mal dabei. Mit meinen 41 Jahren werde ich überall noch als der »junge, neue Generalsekretär« des Verban-

Stiftende sieht man kaum. Sie sind entweder tot oder scheu. des vorgestellt. Ich weiß, was bei diesem Hochamt der Philanthropie von mir und meiner Eröffnungsrede erwartet wird: ein Feiern der anwesenden Profis. Politische Forderungen, die ihr Leben (noch) leichter machen. Sehr gern auch der historische Rückgriff, die intellektuelle Pointe. Ich habe nach dem ersten Beleg für das Wort »Philanthropie« in der klassischen Literatur gesucht und ihn in Aischylos' *Der gefesselte Prometheus* gefunden. Der Held der griechischen Mythologie wagt es, den Menschen gegen den Willen der Götter das Feuer zu bringen. So etwas in der Art sage ich nun auch am Rednerpult. Für Wagemut stehen die Menschen im Publikum allerdings nicht gerade, eher bewahren sie die Asche, das tote Geld, das in vielen Stiftungen liegt. Was könnte man mit dem Potenzial, das hier im Saal liegt, alles anfangen?

Stiftungsmanager bewahren die Asche, das tote Geld, das in vielen Stiftungen liegt. Ich stocke, kann und will nicht liefern, was die versammelten Vorstände meiner Mitgliedsstiftungen hören wollen. Wenn ich auf meiner langen Kennenlerntour durch alle Bundesländer etwas gelernt habe, dann, dass die Menschen, die hier vor mir sitzen, gar nicht die sind, mit denen ich eigentlich sprechen sollte: Niemand von ihnen wird dem Stiftungswesen auch nur einen Euro mehr einbringen. Das wäre aber dringend nötig, denn tatsächlich ist mir seit Amtsantritt gut zwei Jahre zuvor keine einzige nennenswerte Stiftungsneugründung begegnet. Aus den Gesprächen, Geschichten und den internen Verbandsstatistiken hat sich in meinem Kopf ein Bild zusammengesetzt, das sonst niemand hat. Das Stiftungswesen, das sich hier selbst feiert, steckt in einer wirtschaftlichen Krise und ist in einer kulturellen Nische gefangen, genauso weit entfernt von der vielfältigen Gesellschaft wie von denen, die als Nächstes stiften könnten.

Auf dem Weg zurück auf meinen Platz ist mir klar: Meine verbleibende Zeit in diesem Job werde ich nutzen. Kein harm-

loses »ach, wie schön« und »danke für Ihr Engagement« mehr. Wenn ich meine Rolle ernst nehme, muss ich die Erwartung enttäuschen, dass ich das Stiften feiern und verteidigen werde – und die Wahrheit sagen. Denn es geht um mehr als um ein paar Spenden, es geht um die Frage, wie wir die Großzügigkeit in unserem Land organisieren. Es geht um Milliarden für das Gemeinwohl, die ungenutzt bleiben, jedes Jahr. Weil sie in Stiftungsvermögen gebunden sind und zu wenig bewirken. Oder weil sie gar nicht erst in Stiftungen fließen. Und weil andere Formen für das Geben in großem Stil fehlen.

Ich habe Hunderte Stiftungen besucht: eine mit dem einzigen friesischsprachigen Radiosender, eine buddhistische, eine, die bedürftigen jungen Frauen frische Unterwäsche kaufen soll. Regelmäßig war ich bei den bekannteren Stiftungen, aber ich habe auch einen großen Teil meiner Zeit mit denen verbracht, die gar kein Geld zu verteilen haben, sondern selbst welches einsammeln wollen. Und dabei habe ich gelernt: Was sich hinter den hübschen Schaufenstern des Stiftens verbirgt, ist häufig viel weniger, als man vermutet.

Klar, man könnte einfach die Vermögen aller Stiftungen addieren. Da sie fast alle auf Ewigkeit angelegt sind und erhalten werden müssen, könnte man sagen, dass das Stiften gar nicht schrumpfen kann – eine ewige Erfolgsgeschichte. Nach dieser Betrachtungsweise könnte man aber auch den Zustand des Automarkts danach beurteilen, wie viele Autos seit Erfindung des Automobils verkauft wurden.

Ein Blick auf die wenigen Zahlen, die es gibt, zeigt aber, dass die Realität damit nicht angemessen beschrieben ist. Es gibt in Deutschland über 25 000 Stiftungen. Jedes Jahr werden etwa 500 neue gegründet. Davon sind jedoch aktuell nur noch die Hälfte gemeinnützig – fast 20 Prozent weniger als noch vor fünf Jahren. Auf jede Stiftung, die heute gegründet wird, um Geld für die Gesellschaft zu vergeben oder einzusammeln, und deshalb steu-

erbegünstigt ist, kommt eine andere, die Geld eher wegschließt. Bei denen geht es vor allem darum, Unternehmensanteile zu übertragen. In solchen Familienstiftungen oder Stiftungsunternehmen ist ein großer Teil der deutschen Wirtschaft organisiert – zahlt dafür aber auch Steuern. Um solche Stiftungen, die also keine gemeinnützigen Vermögensvehikel sind, handelt es sich auch bei den Stiftungen, von denen im Zusammenhang mit den »Panama Papers« und anderen Skandalen in den Medien die Rede war. Meist liegen die Vermögen dabei ganz oder teilweise in Ländern, in denen der Stiftungsbegriff rechtlich anders definiert ist.

Es profitieren in erster Linie die Steuerberater, Anwältinnen und Privatbanken. Aber auch in Deutschland wird das Feld der Stiftungen immer unübersichtlicher, je näher man ihm kommt. Zusätzlich zu den zivilrechtlichen Stiftungen gibt es nämlich noch Stiftungs-GmbHs, Stiftungsvereine und Treuhandstiftungen. Sie nutzen den Begriff »Stiftung«, um anzudeuten, dass hier irgendwie private Vermögen für das Gemeinwohl an der Arbeit sind. Aber was kommt wirklich dabei heraus?

Hier tappen wir weitgehend im Dunklen. Es gibt keine öffentlich einsehbaren Informationen über die Finanzen der deutschen Stiftungen aus einem Register oder aus Steuererklärungen. Ihr Gesamtvermögen wird auf 100 Milliarden Euro geschätzt. Das ist ein Viertel des Bundeshaushalts. Der wird aber jedes Jahr ausgegeben. Was Stiftungsvermögen jährlich für gemeinnützige Zwecke abwerfen, ist noch viel schwerer zu schätzen als die Vermögen selbst. Denn was erbringt das Stück Land, dessen Verkauf die Stiftungssatzung verbietet, was die Musikinstrumentensammlung oder was die Anteile an nicht börsennotierten Unternehmen? Insgesamt sicher nur einen Bruchteil einer üblichen privaten Vermögensrendite.

Der mit Abstand größte Stifter ist keine Privatperson, kein

Unternehmen, sondern seit Langem der Staat. Er finanziert mit Stiftungen die Folgekosten des Atom- und Steinkohleausstiegs, die Erinnerungskultur, die Förderung von Engagement und ja, auch eine russische Ostsee-Pipeline. Für Regierungen sind Stiftungen gerade bei großen Summen reizvoll, denn damit umgeht man die Verwaltung und nicht selten auch die parlamentarischen Haushaltsverfahren und ihre wechselnden Mehrheiten.

Für Privatleute ist das anders. Sie haben in den vergangenen zehn Jahren kaum noch größere neue Stiftungen eingerichtet. Als Generalsekretär wird mir in meinem Berliner Büro mit Blick auf den Checkpoint Charlie einmal im Monat eine Aktenmappe mit Neugründungen vorgelegt, denen ich Willkommensschreiben schicken soll. Aus den wenigen Informationen, die ich zu den Neugründungen bekomme, ist ersichtlich, dass es kaum welche mit einem Vermögen gibt, das zum Überleben reicht. Wäre das Stiften eine Branche, würde man von einer Industrie im Niedergang sprechen. Aber anders als etwa bei Kameraherstellern, Videotheken, Reisebüros oder Buchläden vollzieht sich dieser Wandel unbemerkt und in Zeitlupe.

Das Stiftungswesen sieht also eindrucksvoll aus, ist aber begrifflich, rechtlich und steuerlich verwirrend, aus den Vermögen kommt weit weniger heraus als möglich, und die neuen Stiftungen sind entweder staatlich oder suchen selbst Geld. Das ist meine Erkenntnis nach den ersten zwei Jahren als Generalsekretär. Profitieren tun von alledem in erster Linie die Steuerberater, Anwältinnen und Privatbanken.

**Wäre das
Stiften eine
Branche,
würde man von
einer Industrie
im Niedergang
sprechen.**

Das alles ist ernüchternd. Aber zum Glück nur der kleinere Teil der Geschichte. Der größere: Es gibt immer mehr reiche Menschen in unserem Land, sowohl durch das Vererben von über 300 Milliarden Euro jedes Jahr als auch durch die Gründung und das Wachstum von Unternehmen. Und fast alle Wohl-

habenden, mit denen ich spreche, wollen Gutes mit ihrem Geld tun. Warum sie es viel seltener tun, als sie selbst wollen, das habe ich nach und nach verstanden.

In dieser Arena entscheidet sich die Zukunft unserer Gesellschaft. Bildung, Hunger, Klimawandel: Eine bessere Welt ist nicht nur möglich, sie ist für Geld zu kaufen. Einige Zahlen dazu habe ich im Vorwort genannt. Deshalb werfe ich in diesem Mai 2019 nicht hin, noch nicht. Das Stiften zieht viele kluge engagierte Menschen an. Es hat eine reiche Geschichte und ein hohes Ansehen – noch. Und es gibt immens viel Geld, das darauf wartet, zu einer sinnvollen Verwendung eingeladen zu werden. Also werbe ich in den nächsten zwei Jahren dafür, dass sich der Bundesverband Deutscher Stiftungen öffnet und das Stiften wiederbelebt.

Eine bessere Welt ist nicht nur möglich, sie ist für Geld zu kaufen. Ich fertige eine große Landkarte des Gebens an, auf der alle Formen des finanziellen Engagements verzeichnet sind statt nur Stiftungen, recherchiere internationale Vorbilder, suche das Gespräch mit jüngeren Vermögen- den – und ich lasse Experten ausrechnen, was es eigentlich zu gewinnen gibt. Es ist ein einfacher Dreisatz, für den ich eigentlich kein McKinsey-Team brauchen sollte, aber die Autorität der Beratungsfirma hilft bei der Überzeugungsarbeit: Wie haben sich in den letzten zehn Jahren die Vermögen der deutschen Stiftungen im Vergleich zu den Vermögen der reichsten zehn Prozent in Deutschland entwickelt? Die Antwort ist eindeutig und wird als »Stiftungslücke« in vielen Artikeln zitiert: Ange- sichts des Wachstums privater Vermögen hätten in den Stif- tungsvermögen bei gleichbleibender Großzügigkeit zwischen 20 und 40 Milliarden Euro mehr landen müssen.

Auch wenn ich der Stiftungslücke natürlich als »Potenzial« ein positives Framing gebe – die Zahl spaltet den Verband. Warum, das wird mir in den Gremien klar: Die Entscheider im